

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Hinrich Janßen, der Butjadinger Bauernpoet

Pleitner, Emil

Oldenburg [u.a.], [1898]

Hinrich Janßen.

urn:nbn:de:gbv:45:1-6307



Henrich Danßen.

1. Sein Leben.

Etwa ein Jahrzehnt war seit der großen Weihnachtsflut des Jahres 1717 verfloßen. Die ausgedeichten Ländereien, die Braken in der Nähe des Deiches, die verlassenen Wurten, die Gedenktafeln in den Kirchen sorgten dafür, daß das Gedächtnis jener Christnacht, da die „salze See“ verderbenbringend in ihr altes Gebiet eingebrochen war, den Bewohnern der Wesermarsch nicht wieder entschwand.

Nachdem das Land lange offen gelegen und das Wasser durch die zerrissenen Deiche ungehindert hatte einströmen können, hatte man endlich nach vielen vergeblichen Versuchen den goldenen Ring, der die Marsch umgab, auf's neue schließen können. Aber es hatte harte Arbeit gekostet. Die Deichlasten waren auf eine fast unerschwingliche Höhe gestiegen. Ohne reichliche Unterstützung der dänischen Könige, die dem Stammlande ihres Hauses ein reges Interesse entgegenbrachten, hätten die Bewohner der oldenburgischen Wesermarsch den Kampf gegen die See schwerlich mit Erfolg aufnehmen können. Wurde doch allein in Butjadingen der Schaden, den die Deiche erlitten hatten, auf 300 000 Thaler geschätzt. Dem Könige Friedrich IV. von Dänemark (1699—1730) gebührt das Lob, sich hier als rechter Landesvater bewiesen zu haben. Von 1718—1724 wurden aus der herrschaftlichen Kasse den bedrängten Landes-

teilen 728 266 Rthlr. 43 gr. vorgeschossen, jedoch erst im Jahre 1729 berechnet. Gleichzeitig wurde den Vogteien Burhave, Eckwarden, Blexen, Stollhamm und Schwei, die ganz besonders gelitten hatten, der dritte Teil des Vorschusses erlassen, nämlich 178 949 Rthlr. 66⁵/₆ gr. Zu den Kosten des Schweiburger Deiches trug der König die Summe von 59 314 Rthlr. 14 gr. bei. Der noch verbleibende Rest sollte nach und nach während eines Zeitraumes von 6 Jahren abgetragen werden.

Im folgenden Jahre starb der König Friedrich IV. Sein Nachfolger Christian VI. (1730—1746) bestieg den dänischen Königsthron. Gleich nach seinem Regierungsantritt gab er seinem Stammlande einen schönen Beweis seiner Anhänglichkeit, indem er die Aufhebung der Landmiliz befahl. (1730 Nov. 7.) Die Einwohner der Vogteien Eckwarden, Stollhamm, Burhave und Blexen, die sich außer Stande sahen, die vorgeschossenen Gelder in der festgesetzten Zeit zurückzuzahlen, schöpften daraus den Mut, um Nachlaß der Schuld zu bitten.

Eine Bauerndeputation ward nach Kopenhagen gesandt, die Bitte des Landes vorzutragen. Sie überreichte dem Könige ein in hochdeutscher Sprache verfaßtes Gedicht, worin es unter anderem hieß:

„Wir müssen izt mit Flehn zu deinem Thron uns fügen,
Großmächtigster Monarch! ach schaue, wie vor dir
Eckwarden und Stollhamm, Burhav und Blexum liegen,
Sie klopfen tiefgebückt an deine Gnadenthür!
Erbarme dich der Not der treuen Unterthanen!
Wo einst das Stammhaus war von deinen großen Ahnen.

Wir sollen eine Schuld für unsern Deich erstatten,
Die uns doch gar zu groß, und übers Können geht.
Hier ist von Möglichkeit auch nicht einmal ein Schatten,
Dieweil es ohnedem uns gar blut-sauer steht,
Die andren Onera mit Gelde zu vergnügen,
Vor allen da zum Teil der Waaren-Preis gestiegen.

Gott hat uns durch die Flut den Vorrat weggenommen,
 Und schwarze Kummer-Saat dagegen hergeschickt.
 Und wer nun wiederum zur Not sein Brod bekommen,
 Wird hier und dorten noch vom Gläubiger gedrückt.
 Denn Häuser, Feldgerät, und was uns weggetrieben,
 Zu schaffen, macht, daß wir in tiefer Schuld geblieben.

Und, wird man noch dazu uns auch creditlos machen,
 (Wo du nicht Gnad erzeigst, so wird es bald geschehn)
 So müssen wir gewiß bei so gestaltn Sachen
 Mit einem weißen Stab zum Land aus betteln gehn;
 Denn, blieben wir auch gleich, wir müßten doch verderben,
 Und arm, ja nackt und bloß, von Frost und Hunger sterben.

Huldreicher Christian! sei gnädig, wie du pflegest,
 Wie deine Großmut uns ganz frische Proben giebt,
 Indem du eine Bürd uns von den Achseln legest,
 Die Land-Milizen-Last, die uns oft hart betrübt.
 Gott lasse dich dafür so manche Lust genießen,
 Als Divat! drob erschallt, und Freuden-Thränen fließen." u. s. w.

Im Eingange des Gedichtes wird das Andenken des heim-
 gegangenen Königs Friedrich IV. gefeiert:

„Sein Scepter war gerecht, sein Purpur lauter Güte;
 Der Unterthanen Wohl sein höchstbeliebter Thron.
 Sein himmelhoher Geist, sein königlich Gemüte
 Der beste Edelstein an seines Hauptes Kron.
 Die Klugheit, die bei ihm den Reichs-Stab pflag zu führen,
 War würdig, mehr die Welt, als Reiche zu regieren.

Die seltne Gottesfurcht, die Sorge für die Seinen,
 Die uns und unser Land der Flut entrissen hat,
 Verewigt seinen Ruhm, vermehret unser Weinen.
 Sollt, Augen! zollet Blut an heißer Thränen Statt!
 Auch dieses reicht nicht zu, den Trauer-fall zu klagen,
 Der so viel Tausenden die Seelen wund geschlagen.

Jedoch, der Himmels-Fürst mißbilligt solche Klagen.
 Ihm hat es so beliebt, sein Thun ist ganz gerecht:
 Des großen Königs Haupt muß Himmels Kronen tragen,
 Ihm waren irdische hienieden viel zu schlecht.

Er pflanzt seinen Stuhl bei Seraphinen Thronen,
Und läßt Friederich in Friedens-Häusern wohnen.

Sein Name, welcher sich den Sternen eingeschrieben,
Steht diamanten-fest in grauer Ewigkeit!
Sein Denkmal, welches tief in unsrer Brust geblieben,
Währt länger als Porphyr, es weicht keiner Zeit.
Und was uns nun bewegt, hinwieder Trost zu fassen,
Ist, großer Christian, daß er uns dich gelassen." — —

Dies Gedicht machte auf den König einen tiefen Eindruck; dieser wurde noch verstärkt, als der Monarch erfuhr, daß der Dichter ein schlichter Bauer war, dessen Lebensglück durch die schreckliche Weihnachtsflut war zertrümmert worden. Der König erließ 216 960 Rthlr. 48¹/₆ gr. und gab für die zinsfreie Rückzahlung des Restes von 273 041 Rthlr. 58¹/₂ gr. noch eine Frist von 8 Jahren.

Es konnte nicht fehlen, daß dieser Erfolg der poetischen Bittschrift den Namen ihres Verfassers zunächst in seiner Heimat, dann aber auch über die Grenzen derselben hinaus, bekannt machte. Das Gedicht, obgleich es nicht gedruckt überreicht worden war, wurde durch Abschrift weit verbreitet und durch Abdruck in der „Leipziger Gelehrten Zeitung“ (1732 S. 118) auch in Gelehrtenkreisen bekannt.

Um das Erstaunen zu verstehen, mit dem es bei seinem Erscheinen aufgenommen wurde, ist es nötig, einen Blick auf die literarischen Zustände jener Tage zu werfen. Es war die Zeit der Hofpoeten. In der Poesie sah man nur das Ergebnis gelehrter Studien, eine Redeübung, zu der nichts weiter erforderlich war, als daß man sich nach bestimmten Mustern und festgesetzten Regeln richtete. Von einem Bedürfnisse des Herzens, das sie erzeugte, war keine Rede. Bei keiner Hochzeit, keiner Kindtaufe und bei keinem Begräbnisse, sofern die Feierlichkeit in einem vornehmen Hause stattfand, fehlte der Poet. Aber was sein eigenes Herz erfüllte, das wagte der gelehrte Dichter nicht auszusprechen. Was aus jener Zeit auf uns ge-

kommen ist, das sind fast ausschließlich Hochzeits- und Trauergedichte, die von Geistlichen und Gelehrten verfaßt worden sind. Sie enthalten allerlei Beiwerk, das für den Geschichtsschreiber und für den Sprachforscher zum Teil sehr wertvoll ist; die poetische Ausbeute aber ist jammervoll gering.¹⁾

Nun trat plötzlich ein Dichter auf, der kein Gelehrter, sondern ein Bauer war, und der an die Stelle verschrobener Schmeicheleien die schlichte Sprache des Herzens setzte. Man kam in eine gewisse Verlegenheit, konnte aber doch dem „Bauernpoeten“, wie man ihn nannte, seine Anerkennung nicht versagen. Was man über diesen nicht „zünftigen“ Dichter erfuhr, war Folgendes:

Am 17. März 1697 wurde dem Hausmann Johann Hinrichs zu Hofswürden in der Vogtei Eckwarden in der Grafschaft Oldenburg von seiner Ehefrau Nanne ein Sohn geboren. Da es damals in Butjadingen noch Sitte war, aus dem Vornamen des Vaters den Zunamen des Sohnes zu bilden, so erhielt er in der Taufe den Namen Hinrich Janßen. Der kleine Hinrich wuchs heran und zeigte gute Fähigkeiten. Bis zu seinem 16. Lebensjahre ließ ihn sein Vater in seinem Heimatdorfe ausbilden; dann brachte er ihn auf die hohe Schule nach Jever. Im Herbst 1716 schickte ihn sein Vater nach Duedlinburg, dessen Schule damals unter Eckhards Leitung berühmt war. Einige Monate war er dort gewesen, als die

¹⁾ Die Großherzogliche Bibliothek in Oldenburg enthält eine große Zahl solcher Gelegenheitsgedichte. Beim Durcharbeiten derselben machte der Verfasser die Entdeckung, daß sich die meisten derselben auf die Familie und die Nachkommen des Magisters Gerhard Goldewey (1632 bis 1706) beziehen. (Ueber dessen Leben siehe die Personalien in der Grabrede von Janßon. Oldenburg 1707.) Die Pastorenfamilien Weltmann, Jbbecken, Wiggers, Dreas, Langreuter und Armster waren mit ihm verwandt. Aus allen diesen Familien haben sich einzelne Mitglieder in jenen Tagen als Dichter bethätigt. Es gilt darüber das oben ausgesprochene Urteil.

schreckliche Weihnachtsflut ausbrach, die den Wohlstand seines Vaters vernichtete.¹⁾ Der Sohn mußte heimkehren.

Man stelle sich die Lage des armen Hinrich Janßen vor. Der Dichter regte sich in ihm. Den Anschauungen seiner Zeit gemäß war er des Glaubens, lediglich durch gelehrte Studien sich in der Dichtkunst vervollkommen zu können. Jetzt war ihm alle Aussicht dazu genommen.

Bei seiner Rückkehr in die Heimat fand er die Gegend verödet, den Wohlstand seines Vaters vernichtet. Was er auf der Schule gelernt hatte, das vergaß er bald unter dem Drucke der schweren Deich- und Feldarbeiten, die seiner harrten. Die Sorgen und Lasten des Tages aber vermochten sein Interesse für die Wissenschaften nicht zu töten und die Flamme der Dichtkunst nicht völlig zu ersticken. Das erste Buch, mit dem er sich wieder beschäftigte, war „Philander von der Linde“. Vielleicht hat dies Buch seine Sehnsucht, sich als Dichter einen Namen zu machen, noch ganz besonders genährt. Entstammte doch der Dichter jenes Buches, der Leipziger Professor Mencke,²⁾ einer oldenburger Familie. Einzelne seiner Gelegenheitsgedichte wurden bekannt, und er fand Gönner, die sich für den jungen Dichter interessierten. Als die Absendung einer Bauerndeputation beschlossen war, da übertrug man ihm die Anfertigung der poetischen Bittschrift. Die Bleyer gönnten den Eckwardern diese Ehre nicht und beauftragten ihren Pastor Wendler mit der Abfassung der Bittschrift. Janßen aber trug den Sieg davon. Nur mußte er sich entschließen, eine Strophe Wendlers, die sich auf die Aufhebung der Landmiliz bezog, aufzunehmen.

¹⁾ In Eckwarden ertranken 275 Menschen, 60 Häuser trieben weg. Siehe Janßen, Denkmal der Wasserflut. Bremen und Sever 1722. S. 161 ff.

²⁾ Johann Burchard Mencke, geboren 1674 April 8 zu Leipzig, gestorben daselbst als Professor am 1. April 1732, war der Gründer der „Deutschübenden poetischen Gesellschaft“ in Leipzig. Sein Vater war ein geborener Oldenburger.

Der große Beifall, den das Gedicht fand, veranlaßte seinen Gönner, den dänischen Landgerichtsaffessor im Stad- und Butjadingerlande, Gilard Nilsen, ihm Gottscheds „Dichtkunst“ zu übersenden, damit er sich in der Dichtkunst „regelrechter ausbilde“. Auch bekam er zum Durchlesen die 8 Bände der „Beiträge“, welche die deutsche Gesellschaft in Leipzig herausgegeben hatte. An der Spitze derselben stand seit 1727 als Senior Gottsched.¹⁾ Gottsched hatte allen Dichtern das Studium des Horaz dringend empfohlen. Zanßen schätzte sich glücklich, als er bei einem benachbarten Landprediger eine alte, schon weggeworfene Stephanische Ausgabe dieses Dichters fand, die man ihm auf sein Bitten überließ. Das bißchen Latein, das er auf den Schulen in Zeber und Quedlinburg gelernt hatte, frischte er wieder auf, und durch eisernen Fleiß brachte er es so weit, daß er eine Ausgabe des Horaz mit Anmerkungen ziemlich verstehen konnte. Später erstand er auf einer Auktion noch die römischen Dichter Virgil, Terenz und Ovid. Er suchte in ihr Verständnis einzudringen und zwar nicht ohne Erfolg. In seinen letzten Lebensjahren begann er noch für sich die französische Sprache zu erlernen. Er glaubte jetzt, den gelehrten Dichtern seiner Zeit näher zu stehen und fügte zum Beweise seiner Bildung seinen Dichtungen in den Anmerkungen Citate aus den lateinischen und aus anderen Dichtern bei. Zum Verständnis der Dichtungen sind sie aber nicht notwendig und nur für die Anschauungen jener Zeit charakteristisch.

Jenen Tagen war die heutige Centralisation auf dem Gebiete des geistigen Lebens noch unbekannt, wengleich Hamburg im deutschen Nordwesten einen wohlberechtigten Einfluß aus-

¹⁾ Leipzig wurde von den studierenden Oldenburgern gern aufgesucht. Als Joh. Christoph Gottsched am 18. Februar 1738 das Amt eines öffentlichen Lehrers der Logik und Metaphysik auf der Universität Leipzig antrat, war es ein Oldenburger, Joh. Ant. Stolle, der ihm im Auftrage seiner Schüler den Glückwunsch abstattete. Der Glückwunsch ist gedruckt Leipzig 1738.

übte. So ist es begreiflich, daß Janßen auf den berühmtesten der Hamburger Dichter, auf Brockes, aufmerksam wurde. Brockes führte bekanntlich die Naturmalerei der Engländer in die deutsche Poesie ein. Einige der Janßenschen Dichtungen, wie „Das angenehme Hahn“, zeigen entschieden den Einfluß des Hamburger Senators. Dem Hamburger Dichterkreise blieb Janßen nicht unbekannt. Die „Hamburger Nachrichten für gelehrte Sachen“ brachten 1736 eine Probe seiner Poesie, nämlich das Gedicht auf den klugen und kunstreichen Papageien des Herrn von Stöcken. Auch wurde er Mitarbeiter an dem Sammelwerke: „Die Poesie der Niedersachsen“ (Band VI). Brockes, der durch den schon genannten Assessor Nicksen einige Gedichte des Butjadinger Poeten erhalten hatte, nannte ihn den besten Land- und Feldpoeten dieser Zeit. Er konnte es aber doch nicht unterlassen, dem armen Janßen, der seinem Könige gegenüber einmal geklagt hatte, daß ihm sein Leben sauer werde, eine leise Rüge zu erteilen. Das Gedicht des Hamburger Senators lautet:

Zufällige Gedanken bei Durchlesung einiger Gedichte Hinrich
Janßens, des besten Land- und Feldpoeten dieser Zeit.

Ich hab' in deiner Jubelode ein solches edles Feuer gefunden,
Das mich zum billigen Bewundern, ja zum Erstaunen fast gebracht,
Und in mir einen regen Trieb zur Gunst und Freundschaft angefaßt.
Ich halt aus eben dieser Freundschaft mich, dich zu warnen, auch verbunden,
Den von dir selbst, mit größtem Rechte, so hoch gepriesnen Christian,
Der Dänen mächtigen Monarchen, die Lust von jedem Unterthan,
Und seinen himmelhohen Ruhm doch bei der Nachwelt nicht zu kränken:
Denn, wär es nicht was Unerhörtes, von seiner Großmut zu gedenken:
Sie litte, daß in seinem Land ein an Gemüt so edler Bauer
Mit Recht die bittere Klage führt: Ob würd ihm hier sein Leben
sauer? —

Bei aller Anerkennung, die seine Dichtungen weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus fanden, war es Janßen nicht

möglich, drückende Sorge und dauerndes Elend von sich fern zu halten. Sein Leben war eine Kette von Kummer und Entbehrungen. Krankheiten suchten ihn heim. Die meisten seiner sieben Kinder — er war seit dem 17. Februar 1724 verheiratet mit Metta Behrens — starben jung. Sorge und Entbehrung, im Verein mit dem Marschfieber, hatten früh seine Lebenskraft verzehrt. Als er die Anerkennung eines Brodes gefunden hatte, war er bereits so schwach, daß er auf das Gedicht des Hamburger Rats Herrn keinen poetischen Dank abstatten konnte, „angesehen er sich izt nicht im Stande fände, eine einzige Strophe Verse aufzusetzen, wenn er auch 1000 Rthlr. dafür zu erhalten wüßte“. Seine Hoffnung, „daß diese Fähigkeit sich mit den zunehmenden Leibeskräften allmählich wieder einstellen werde“, erfüllte sich nicht. Am 19. Juli 1737 starb Hinrich Janßen, noch nicht einmal 41 Jahre alt. Er liegt auf dem Kirchhofe zu Eckwarden begraben. Sein Grab ist nicht mehr aufzufinden.

2. Sein Dichten.

Die vorstehende Skizze seines Lebens kann man an der Hand seiner Gedichte leicht vervollständigen. Sie läßt sich sogar zu einem nicht uninteressanten Bilde der „dänischen Zeit“ in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts erweitern. Was die Gedichte anbelangt, so muß zugestanden werden, daß manche von ihnen an jener Weitschweifigkeit leiden, die den Dichtungen jener Zeit eigen ist; ferner, daß der Dichter sich von der Phrasenfülle der berühmten Dichter, die man ihm als Muster anpries und in die Hände gab, nicht immer frei gehalten hat. So zählt das Gedicht „Das angenehme Hahn“ 24 Seiten, das auf den Geburtstag des Königs Christian VI. 14 Seiten, das auf den kunstreichsingenden Papagei 16 Seiten zc.

Auch dürften die allzu empfindlichen Ohren des heutigen Geschlechtes an einigen Verbheiten Anstoß nehmen. Im Großen und Ganzen aber erfreut uns überall die ungeschminkte Gefühlswahrheit. Auch in den Hochzeitsgedichten u. kommt immer der Dichter zum Durchbruch. Im Gegensatz zu den Hofpoeten jener Tage macht er uns gern zum Vertrauten seiner zahlreichen Leiden und seiner kargen Freuden. Dabei sind seine Schöpfungen so charakteristisch, daß man selbst da, wo er seinen Namen verschweigt, mit größter Bestimmtheit auf Zanßen als den Dichter schließen kann.

Bei zahlreichen Gelegenheiten bringt er dem dänischen Königshause seine Huldigungen dar. Er sieht in seinem Landesherrn nicht nur den Wohlthäter der Marschen, den Fürsten, der seine poetische Denkschrift so gnädig aufgenommen hat, sondern vor allem den Sproß aus altem oldenburger Hause, der seinen Stammbaum auf Wittkind zurückführen kann. Als Christian VI. im Jahre 1734 seine oldenburgischen Stammlande besucht, da wird unserem Zanßen die „ganz unschätzbare Gnade“ zu teil, bei der Tafel ein Gedicht überreichen zu dürfen „und sehr lieb und huldreich angesehen zu werden.“ Es fehlt ihm aber durchaus nicht an dem nötigen „Rückgrat.“

„Ich bin Dein Landsmann und nicht allein Dein Unterthan!“ ruft er ihm zu, und ein andermal sagt er:

„Du bist aus unserem Volk allein vom Purpurstande,
Ich bin aus unserem Volk allein ein Dorfpoet
Und zwar der einzigste aus unserm ganzen Lande,
Der in des Pleißathens gelehrter Zeitung steht.“

Auch an den Grafen Anton II. von Oldenburg, den Enkel der unglücklichen Elisabeth von Ungnad, sind mehrere Gedichte gerichtet. Zanßen dankt ihm für die Unterstützung, die er den schwerbetroffenen Marschbewohnern geliehen hat:

„Was Wunder, daß mein Herz, vor Lust, nicht schweigen kann,
Daß du mich großen Theils vom Bettelstab befreiet?“

Und, da mein Vaterland, Herr Graf! durch dich gedeihet,
 So stimmt die Pflicht mit Recht ein Lob- und Danklied an.
 Sie macht, daß ich damit, so gut ich kann, erscheine,
 Und heißts von vielen gleich: „Wo aber sind die Neune?“
 Ganz Varel fällt mir bei: Kniephausen schweiget nicht,
 Als wo von deiner Huld fast täglich neue Proben,
 Wo Jung und Alte stets den teuren Grafen loben,
 Und dessen Regiment, das Klugheit angericht,
 Die Großmut unterstützt, Gerechtigkeit beschirmt,
 Und reine Gottesfurcht bis an die Wolken türmet.“ —

Als sich die Tochter des Grafen, Charlotte Sophie, 1733
 mit dem kurz zuvor zum Reichsgrafen ernannten Wilhelm von
 Bentinck vermählt, fehlt Janßen nicht unter den Glückwünschenden:

„Hat je die Würdigkeit ein schönes Paar verbunden,
 Hat Vollenkommenheit ein edles Band gestrickt;
 So wird es ganz gewiß in Varel heut gefunden,
 Wo man ein großes Fest mit Hochzeitmaien schmückt.
 Hier werden zwei verknüpft, die an Vortrefflichkeiten
 Mit allem, was berühmt, um Rang und Vorzug streiten.“

Als dem Grafen im folgenden Jahre ein Enkel geboren
 wird, stellt sich der Dichter abermals ein, dem Grafen, „wel-
 cher purpurwürdig ist,“ pflichtgemäß zu gratulieren:

„Streu, Himmel! Heil und Segen aus,
 Auf Oldenburgs berühmtes Haus.“

Von dem Werte seiner Gaben ist er dabei völlig überzeugt,

„Dieweil es solche Gaben sein,
 Die auch vor Gold und Edelstein
 Den Großen dieser Welt und Göttern selbst gefallen.“

In der Grafschaft Oldenburg wirkte damals mancher Mann
 von Verdienst, dem der Boden in Kopenhagen zu heiß gewor-
 den war und der in dem abgelegenen Oldenburg einen neuen
 Wirkungskreis gefunden hatte. Der berühmte Admiral Sehe-
 stedt fügte hier seinen kriegerischen Lorbeeren noch den Ruhm

hinzu, dem Meere große Strecken fruchtbaren Landes entrissen zu haben ¹⁾.

Zanßen wird ihm ein begeisterter Lobredner. Er charakterisiert ihn mit den Worten:

„Der Nordsche Seeheld, Sehestedt,
Vor dem die See so oft erschüttert,
Als er sie oft mit Blut besät;
Vor dem der stolze Feind gezittert;
Vor dem so manche Stadt der See
Bei Dampf und Knall und Ach und Weh
Beschämt den Abgrund suchen müssen.“

Er übertreibt nicht, wenn er sagt:

„Was du, o Sehestedt! gethan,
Dies Lob steigt an die Sternenbahn
Und wird daselbst auch ewig blühen.“

Sein Verdienst wird durch die folgenden Strophen bezeichnet:

„Als uns der große Friederich
Der Wellen Wut entreißen wollte;
So fiel deselben Wahl auf dich.
Weil dein Verstand verrichten sollte,
Was sonst beinah unmöglich schien!
Dein großer Mut wagt es auch kühn,
Dem nie was Großes nicht gelungen.
Du überlegst's, und fängst es an,
Und hast, erfahrungsreicher Mann!
O Gott sei Lob und Dank! das schwere Werk gezwungen.“

Er schließt in treuherziger Weise:

„Und weil doch auch der schüde Neid
Nach großer Leute Unglück freit,
Mag der dein Podagra von jezo an ererben.“ —

Die „Poesie der Marsch“ war damals noch nicht entdeckt. Wenn man den Zustand dieser Landschaft in jener Zeit bedenkt,

¹⁾ Sehestedt starb zu Oldenburg im 72. Jahre seines Alters, am 13. September 1736.

so wird man dies begreiflich finden. Schwere Deich- und Siel-
lasten, unergründliche Wege, quälendes Marschfieber, gebrochener
Wohlstand, stete Angst vor neuen Sturmfluten, dies alles war
schwerlich geeignet, das Land in einer dichterischen Verklärung
erscheinen zu lassen. Wo unser Janßen die „Wasserwogen“
erwähnt, da setzt er sofort hinzu: „die dieses gute Land, wie-
wohl mit Schaudern, nennt.“ Das Selbstgefühl des Friesen
aber ist auch in ihm lebendig. Mit Stolz erwähnt er, daß
seine Heimat „ein wahrer Nest von jenen Chauzer-Friesen, die
einst das stolze Rom so schimpflich abgewiesen.“ Die nahe
Geest hat für das Auge des Marschbewohners eine Fülle land-
schaftlicher Reize. Er kennt Barel mit seinem gräßlichen Gar-
ten, sowie die Herrensitze auf der Geest. Die Stadt der Gra-
fen von Oldenburg ist ihm „ein Paradies,“ und das Gut
Hahn, das damals einem Herrn von Stöcken, dem dänischen
Landvogte im Butjadingerlande gehörte, ist ihm „der Inbegriff
von allen Lieblichkeiten.“ Voll Staunen sieht er im Schloß-
garten zu Barel einen Nelkenstock, der 7 bis 8 Fuß hoch ist,
und einem Brautpaare weiß er nichts Besseres zu wünschen, als:

„Es steig im Garten eurer Ehe
Das Wolgemut zu solcher Höhe,
Als Monsieur Müller Nelken zucht.“

(Müller war der gräßliche Garteninspektor.) Den Garten selbst
besingt er unter anderen in folgenden Versen:

„Bald streicht ein schnelles Reh vorbei,
Und sucht begraste Auen;
Bald läßt sich eine ganze Reih
Von stolzen Hirschen schauen;

— — — — —
Hier zeigt ein dicker Strauchbusch sich
Von dichtverwachsenen Sträuchen,
Wodurch die Tiere wunderbarlich
Mit krummen Gängen schleichen,
Daß er das Ansehn fast gewinnt,
Als ein verworrenes Labyrinth.“

Was seine Schilderung des Gutes Hahn anbelangt, so ist dieselbe so umfangreich und anschaulich, daß man ohne Mühe an der Hand der Dichtung das Leben auf einem Herrensitze jener Zeit darstellen könnte. Der Dichter führt uns durch das Gut und zeigt uns alles irgendwie Bemerkenswerte. Der Hahnsche Teich, die Büsche, die beiden Hahnschen Herden, der „durchschnittene“ Methener Busch, die Dörfer Lehmden und Beckhausen, der „dunkle und schattenreiche Gang,“ das Herrenhaus mit dem zierlichen Altan, den weißen Wänden und hohen Fenstern, das rote Stacket mit seinen weißen Knöpfen, der Blumengarten und der Obstgarten, das wirtschaftliche Leben im Stalle und auf dem Acker, alles wird uns bekannt. Sogar das gezähmte Reh zeigt er uns; ebenso den grünen Papagei, der „französisch, deutsch und welsch“ singen kann, und die beiden gezähmten Elstern, die in der Luft deutlich sprechen und mittags durch das offene Fenster ins Gemach fliegen, um aus der Hand des Gutsherrn das Mittagbrot in Empfang zu nehmen. Der kunstreich singende Papagei begeistert unsern Dichter zu einer längeren Ode, welche nach ihrem Bekanntwerden in die „Hamburger Nachrichten“ aufgenommen wurde. Sie gefiel dem dänischen Landvogte so wohl, daß er den Dichter mit einer silbernen Theekanne beschenkte; jedenfalls ein ganz annehmbares Honorar. Dieser sprachkundige Papagei muß allerdings ein bemerkenswertes Exemplar seiner Gattung gewesen sein. Er war von grüner Farbe, hatte auf dem Kopfe eine gelbe Platte und hörte auf den Namen Zoost. Seine Sprachgewandtheit verdankte er den Bemühungen der Frau von Stöcken, die das Bild ihres Lieblings sogar auf einer Seidenstickerei festhielt. Das Gedicht weist auch in sprachlicher Beziehung große Vorzüge auf, und so ganz Unrecht hat der Dichter nicht, wenn er ausruft:

„Durch Singen werden du und ich
 Uns über unsers gleichen schwingen.
 Ich kann durch dich, und du durch mich
 Bis in die späteste Nachwelt dringen.“

Brockes urtheilte in Hinsicht auf diese Ode, „daß die vernünftige Anlage und Einrichtung seiner Werke, das erhabene Feuer, die ungemene Belesenheit, die liebliche Flüssigkeit seiner Verse ihn so sehr gerührt hätten, noch mehr aber, daß er diesem allen eine so galante und polierte Tour beigelegt hätte, daß er dem geschicktesten Hofmann ihn zu übertreffen Mühe geben würde.“

Zahlreich sind die Gedichte, in denen er uns zu Vertrauten seiner drückenden Lage macht. Er charakterisiert sich selbst durch die Verse:

„Doch Phöbus nennet mich den ihm entlaufenen Sohn,
Weil, da ich den Parnas kaum halb hinangekommen,
Ich umgekehrt und schnell den Pflug zur Hand genommen.“ —

Ein andermal klagt er:

„Es ist die arme Lebensart,
Worin mich die Geburt gesetzt,
Mit Sorg' und vieler Müh' gepaart,
Mit bitterm Elend durchgeäzt.

— — — — —
Auch ist mein kleines Bauerngut
Nach der betrübten Wasserflut
In Schulden ganz vertieft.“

u. s. w.

Die Sorge für Weib und Kind drückt ihn, „der doppelt schwere Not in Weib und Kindern leidet.“ Noch hofft er:

„So wird mich hoffentlich mein schon beliebtes Singen
Aus meiner Dürftigkeit, aus meinem Staube bringen.“

Er hört von einem englischen Bauernpoeten, Stephan Duck, der vom Könige von England eine Pension erhalten hat. Neue Hoffnung belebt ihn. Er wendet sich an seinen Landesherrn:

„Erwäge, großer Prinz! ist es nicht immer Schade,
Daß meine Armut mir das schöne Glück zerstört?
O, würde die mich nicht von dem Parnassus dringen;
Ich wollte mich durch dich bis an die Sterne fingen.

Gieb mir ein Stückchen Brod! ich bitte nur um wenig,
 Mich hat kein Uebermut als Bettler hergebracht.
 Ich suche nicht aus Stolz was mehr als Baur zu werden,
 Ich bleibe gerne schlecht, nur keine Last der Erden.
 Gedenke meiner doch, wenn ein Beamter stirbet,
 Ich habe Fähigkeit, die nötig ist dazu.
 Und wenn mein heißes Flehn die Huld von dir erwirbet,
 So blüht der Meinen Glück und meiner Musen Ruh."

Auch an den Kronprinzen Friedrich wendet er sich:

„Dabei laß einen Gnadenblick
 Auf unsern finstern Zustand schießen,
 Laß mein und meiner Kinder Glück
 Aus deinem holden Vorspruch spriesen.
 Bin zwar ein frommer Biedermann,
 Der Tugend, Gott und König ehret!
 Doch drückt mich bittere Dürstigkeit,
 Die mir, o großes Herzeleid!
 Die Kinder recht zu ziehn, recht schmerzenvoll verwehret."

Als der Graf Anton nach Kopenhagen reist (1736), da trägt Janßen auch ihm sein Anliegen vor:

„— — ach, Herr, gedenke mein!
 Ja, ja, ich zweifle nicht, du wirst an mich gedenken,
 Und deinen gnädigen und hohen Vorspruch schenken.
 Du kannst, o großer Graf! mein Ebedmelech sein.
 Du wirst auch, glaub ich fest, wofern ich leb' auf Erden,
 Dereinst mein Maclesfeld! und ich dein Duck noch werden." —

Aber seine Bitten haben keinen Erfolg. Der arme Bauernpoet findet weder Förderung noch Hilfe. Dennoch aber wird er nicht verbittert, und sein Wahlspruch bleibt: „Trau Gott und Christian!"

Auch seine Landsleute treten ihm vielfach feindlich gegenüber. Dραstisch erzählt er uns von einem Gespräche, das er im Traume erlauscht hat; da wird folgendermaßen über Treuhold, so nennt sich Janßen, geurteilt:

„Wat is Treuhold doch dat Rymen
 Un dat Leedermaken niitt?
 Bringt et doch myn Speck tom Wymen,
 Dat he all dat Black vergiitt.

— — — — —
 He schull man den Ploogsteert faten,
 As sien Daar un Grotvaar dee,
 Un denn 's Avens, mit den Laten
 Supen een Vaan Beer or twee.

— — — — —
 He schull by siens glyken blyven;
 Wy kahmt also wyt as hee.
 Ick kann lesen, recknen, schrieven!
 Dat is noog, woll gar vür dree.

— — — — —
 Ick heb söß un dartig Keue,
 Ick heb Perde, Schaap un Schwien,
 Husraht, Roggen, Kohrn un Heue,
 Un tor frouw myn gladde Trien,
 Jung Veh, Kalver, Sammer, Varken,
 Broder! sing eens: Heidideldum!
 Wult du mit na Rumpelskarfen?
 Wult du mit? so kumm! so kumm!”

u. s. w.

(Siehe das Gedicht in der Auswahl Nr. 9.)

Kräftig aber setzt er sich gegen seine Widersacher zur Wehr. Von dem Werte seiner Dichtungen ist er fest überzeugt. „Ich habe zwar von Jugend auf,“ sagt er, „eine große Lust zum Dichten gespüret, und auch manches Lied, so es mir geraten wollen, zu meiner Vergnügung gesungen, allein davon etwas kund zu machen, und dem Neide zu ungleichen Urteilen Anlaß zu geben, habe ich mir niemals träumen lassen. Nun es aber so weit gekommen ist, daß mir solches fast unvermeidlich gewesen, so sage ich frei heraus (allen denen zum Troste, die mit der liederlichen Opinion eingenommen sein, es könne von Nazareth nichts Gutes, oder von den Bauern gar nichts Vernünftiges kommen), daß ich mir zwar nicht die ungereimte Ein-

bildung mache, was Ungemeines in der Poesie leisten zu können; hergegen auch dieses als eine Wahrheit zu behaupten traue, daß ich mich vermögend befinde, etwas besseres darin zu leisten, als mancher, der außer Füße zählen, und Reimenschmieden, nichts weniger als Poesie versteht. Der oft die Hochzeiten so lächerlich becarmet, daß der, so es liest, sich einen Buckel, größer als des barbarischen Duc de Luxemburg seiner soll gewesen sein, lachen möchte. Und bei den Leichbegängnissen solche erbärmliche Lamenta aus dem Schatzkasten seines poetischen Gehirns herausschüttelt, daß auch selbst ein Democritus der kläglichen Einfälle wegen zum Weinen bewogen werden sollte. Wie sich dann, mancher Patron und Gönner mit solchen gar zu gemeinen nichts werten Siebensachen beehren, wo nicht vielmehr beschweren lassen muß."

Oft und gern weist er hin auf das Lob, das die „Leipziger gelehrte Zeitung“ ihm spendet hat. Er fühlt sich „beinahe verewigt“ und dichtet einen Dankesgruß „an die Herren Verfasser der Leipziger Gelehrten Zeitung“. Er teilt ihnen darin seinen ganzen Bildungsgang mit und verschweigt nicht seine Absicht, noch die französische Sprache zu erlernen:

„Verleiht der Himmel mir noch etwas Frist zu leben,
Und unser Christian ein Stückchen Brod mit Ruh,
So werden Lilien mir auch noch Honig geben,
So hört mein Fleiß dereinst den Seine-Schäfern zu.
Damit ein Boileau, Corneille und Racine
(Die Leipzigs Critik rühmt) mir auch zum Muster diene.“

Er giebt auch der Hoffnung, die ihn aufrecht hält, Ausdruck:

„So wird mich hoffentlich mein schon beliebtes Singen
Aus meiner Dürftigkeit, aus meinem Staube bringen.“

Daß diese Hoffnung eine vergebliche war, ist schon erwähnt worden.

Bei seinem arbeitseligen und mühsamen Leben hat er den Humor nicht verloren, der uns allerdings nicht selten in einer Form entgegentritt, die heute nicht mehr genießbar ist. Von

seiner großen satyrischen Begabung geben „Treuholds, eines westphälischen Bauern, unruhige Grillen“ das beste Zeugnis. Da wird uns unter anderem des Pasquini Bibliothek vorgeführt und wir sehen dort auch die nachfolgenden Bücher:

„Des Patriarchen Josephs Traumbuch, mit Noten erläutert. Ad modum Minellii. Die 25ste Auflage. Allen, die auf Träume achten, zu besonderm Nutzen. Weil aber die Mirjam das Manuscript aus ihrem Bündel ins rote Meer fallen lassen, und dasselbe also an vielen Orten naß und unleserlich geworden, daher im Abdrucke viele Lücken hinein gekommen sein; so werden die Liebhaber das Meiste wohl erraten müssen. Gedruckt im großen Babel, in des Königs Nebufadnezars Hofbuchdruckerei.“

„Die weibliche Verschwiegenheit, unter dem Bilde der Gänse und einer Klappermühle schön gezeiget, und mit der Historie des römischen Papiirii genugsam erwiesen.“

„Die Geige der Wahrheit, wovon man dem, der sie gebrauchet, den Fiedelbogen um die Ohren schlägt“ zc.

Unter den Reliquien, die Treuhold im Traume sieht, werden die folgenden aufgeführt:

„Des Herrn Pontii Pilati Richterstuhl, des Nimrods englische Jagdpeitsche, des Noäh Schiffcompaß zc.“

Nimmt man nun noch hinzu, daß der Butjadinger Bauernpoet auch eine Reihe innig empfundener geistlicher Lieder¹⁾ verfaßt hat, in denen der Dichter, der sich übrigens in den andern Gedichten als streitbarer Lutheraner zeigt, seinem Christenglauben warmen Ausdruck giebt, so muß man gestehen, daß die

¹⁾ Unter den zeitgenössischen Dichtern geistlicher Lieder ist zu merken Pastor J. N. Eccard zu Osternburg (Geistliche Kirchenarien. Oldenburg 1717); seine Gemahlin Magdalene Eccard geb. Bornhold dichtete sowohl in hochdeutscher, wie in niederdeutscher Sprache. Einzeldrucke ihrer Dichtungen finden sich auf der Großherzoglichen Bibliothek.

Begabung Janßens so echt und so vielseitig war, daß der Dichter es wohl verdient, zum Gegenstand einer eingehenden Studie gemacht zu werden.

3. Hinrich Janßen als niederdeutscher Dichter.

Das Niederdeutsche war bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts die Schul- und Kirchensprache in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst. Seitdem verlor es an Einfluß und Einsehen. Im 18. Jahrhundert war es für scherzhafte Gelegenheitsgedichte noch beliebt. Einen künstlerischen Wert besitzen derartige Erzeugnisse nicht. Dagegen sind sie für den Kulturhistoriker und Sprachforscher nicht ohne Bedeutung.¹⁾ Sie stehen auf derselben Stufe, wie die niederdeutschen Gelegenheitsgedichte, die in jener Zeit in anderen Gegenden Niederdeutschlands entstanden.

Janßen, der die literarischen Erscheinungen nach Kräften im Auge behielt, konnte es nicht entgehen, daß die gepriesensten Dichter jener Tage, unter anderen auch Brodes, sich gelegentlich der niederdeutschen Sprache bedienten. Dieser Umstand und der Beifall, den so manche der damaligen Tagespoeten durch ihre Dialektdichtungen erwarben, mußte ihn veranlassen, sich ebenfalls gelegentlich des Dialektes zu bedienen. Was ihn aber über die meisten Dialektdichter jener Zeit — und zwar nicht nur über die oldenburgischen — erhebt, das ist außer seiner großen Formgewandtheit der Umstand, daß er nicht nur

¹⁾ Dem Verfasser lagen oldenburgische niederdeutsche Gedichte in Einzeldrucken vor aus den Jahren 1728, 1729, 1733 und 1734. Ueber die niederdeutsche Dichtung jener Tage vergleiche weiter: C. F. Weichmann, Poesie der Niedersachsen. Hamburg 1721—1733. Band 1 S. 138 und 149, Band 2 S. 10, 27, 51, 173.

bei Gelegenheitsdichtungen der niederdeutschen Sprache sich bedient.

Es ist in diesem Zusammenhange noch zu erwähnen, daß Janßen auch der niederländischen Sprache mächtig war und ihre Literatur kannte, was aus gelegentlichen Citaten holländischer Dichter hervorgeht.¹⁾ Wo er sich selbst als holländischer Dichter versucht, so in der Pastorelle zu dem Gedichte auf die Vermählung des Grafen Wilhelm von Barel, da erwirbt er die volle Anerkennung eines unbefangenen Lesers. In der erwähnten Pastorelle heißt es z. B.:

„Herders an der groenen Heyden
De de sachte Schaepjes weyden
An de Noord-Zee, Ryn en t y,
Laat ons doch een Liedjen singen,
En den Galm de Lucht doordringen!
Komt en staat my wakker by!

Van den Herder, de uyt Minne
Eene soete Herderinne
Hem in echte Trou verbint.
T is van Bentinck, de beroemde,
De so grot en wyt benoemde,
As men een in Holland vint.

De met Moyte, Vlyt en Sorgen
Van den Avont tot den Morgen
Voor uw Land en Kudden waekt:
Uyt t Geslagt, dat kort voor desen
Was by William so gepresen.
Siet, wat hem voor Lust genaect!

Bataviese Herderinnen!
Will je niet een Kransje winnen,
Voor dit Pronkbeelt van een Bruyt?

¹⁾ So wird zu verschiedenen malen der Dichter Jac. Cats (1577 bis 1660) erwähnt.

Plukt de schonsten Bloem-Gewassen,
Die haer tot een Ciersel passen:
Soekt het alderbeste Kruyt!

Nu ik hebbe, half gebroocken,
Herders! uwe Tael gesprooken,
En gesongen met darby,
Om die Twee met u te eeren:
Mar ik kan niet na begeeren
Want aen Kracht gebrekt het my.

Mogt uw Eedle Cats noch leven,
De so konstryk heft geschreven!
Die was recht voor dese Twee,
Om een geestigh Liet te dichten,
En een Eeren-Poort te stighen:
Mar hy is op Zions Ree.“

Eine nähere Betrachtung seiner niederdeutschen Dichtungen ergiebt, daß das heutige Niederdeutsch von dem, das vor 200 Jahren gesprochen und geschrieben wurde, nur sehr wenig verschieden ist. Auffällig ist dem heutigen Leser, daß Sanßen den Genitiv und Dativ da gebraucht, wo er nach unserer Anschauung nicht zulässig ist. Er sagt z. B.:

Wat schmitst du dynen Offen tho? —

Giengf mit dem Meyer barghenan.

Vom Koppe bet thom Steerte.

u. s. w.

Es ist demgegenüber darauf hinzuweisen, daß ein derartiger Gebrauch in Anlehnung an das alte Schrift-Niederdeutsch damals allgemein war und sich noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein gehalten hat.¹⁾

Sprichwörtliche Redensarten, deren Ursprung man nicht so weit zurück legen würde, finden sich schon bei Hinrich Sanßen.

¹⁾ Vergl. Pleitner, Hundert Jahre Oldenburger Leben und Geschichte. Abschnitt I. Kapitel 7.

So sagt er schon: „Ich denk als Goldsmids Junge“ und läßt seine Landsleute bereits über ihn Klage führen, als über einen „latinsken Bur“.

Welche dichterische Kraft er auch bei Gelegenheitsgedichten entfaltet, das zeigt unter anderem die Anrede an den Tod, die einem Hochzeitsgedichte entnommen ist:

Nu kummt de allgergrötste Noht.
 Een Meyer is de bittre Dood,
 Man mahlt em mit der Lehe;
 He schonet nienes Minsken Kind.
 He nimt se all, as he se findt.
 Hee deyt so manchem Wehe.

Du böse Meyer geist to feld,
 Brukst nyn Respect in disser Welt
 Vår Pastor oder Vaget.
 Saatsst Karfschwar, Kröger, Kramer, Buhr
 Na dyner gierigen Natur,
 Wenn dyner Lust behaget.

Well is doch, de di truwen kann,
 Man drapet dy tho faken an,
 Up eenen fahlen Perde:
 Doch denk, de Helle folgt dy na,
 Wenn ick nar Apenbarung gah,
 Dat is oof dyne Währde.

Een floof un chrisstlick Minschenkind,
 Dat ästemeert dy as den Wind,
 De avern Bohm henschahret,
 Wyl där des Wyfes Saat gewiß
 Dyn Stackel stump un elend is,
 Un forte Tyden wahret.

Du bittre Dod! ick spreek dy Hohnl
 Wat kannst du my, as Christen dohn?
 Scheert, as de falske Tunge,
 Glyk dyne Leh, 't is bold värby,
 To dyn Thorn segg' ick: Legge dy!
 Ick denk als Goldsmids Junge.



4. Verschiedene Ausgaben seiner Dichtungen. Das Urteil der Nachwelt.

Es war dem butjadinger Bauernpoeten nicht vergönnt, eine Ausgabe seiner gesammelten Dichtungen zu veranstalten. Seine Gedichte wurden als Einzeldrucke oder Handschriften unter seinen Landsleuten verbreitet. Die Leipziger gelehrte Zeitung (1734 S. 50) und der Genealogische Archivarius (II. Teil S. 81) forderten den Dichter auf, die Kinder seiner Muse zu sammeln. Seine hohen „Gönner“ nötigten ihn das Versprechen ab, sie gedruckt herauszugeben. Aber der geplagte Mann konnte dies Vorhaben nicht zur Ausführung bringen. Vor seinem Tode noch trug er seinem Sohne auf, „diese Schuld zu gelegener Zeit für ihn zu bezahlen“.

Es vergingen indessen immerhin noch drei Jahrzehnte, bis dieser Sohn¹⁾, der damals (1768) Pastor zu Waddens war, das Versprechen einlösen konnte. Die Sammlung der Gedichte erschien zu Stade, bevorwortet durch den Superintendenten der Herzogtümer Bremen und Verden, J. H. Pratzje, der als Forscher auf dem Gebiete der niederdeutschen Sprache und Geschichte bekannt ist. Die Ausstattung dieses Buches, das jetzt bereits äußerst selten ist, ist eine sehr gute. Es sind indessen nicht alle Gedichte Janßens aufgenommen; auch weicht die Fassung nicht selten von der ersten ab und zwar nicht immer zum Vorteil des Dichters. Die ursprünglichen Ueberschriften, die für ihre Zeit so sehr charakteristisch sind, sind bedeutend verkürzt worden.²⁾

¹⁾ Johann Hinrich Janßen, geboren 1731 Februar 11. Zuerst Prediger in Ovelgönne, dann in Waddens, endlich in Eckwarden. Gestorben daselbst 1781 Mai 13.

²⁾ Man vergleiche z. B.: Leid-Cypressen und Freuden-Palmen bei Königs Friedrich des Vierten Tode, und Königs Christians des Sechsten Antritt der Regierung. (Janßen, Gedichte. 1768. S. 4.)

Allerunterthänigste Leid-Cypressen und Freuden-Palmen mit fuß-

Die gewaltige literarische Bewegung, die bald nach dem Erscheinen der Gedichte ganz Deutschland ergriff und sich im Oldenburger Lande namentlich in dem Kreise geltend machte, dessen Mittelpunkt der vielseitige und hochverdiente G. A. von Halem war, brachte das Andenken Janßens rasch in Vergessenheit. In der Begeisterung für das Neue wurde der Wert des Alten unterschätzt.¹⁾

Die Literaturhistoriker aber verloren den Eckwarder Dichter nicht aus den Augen. Noch der Jahrgang 1847 von Robert Prutz „literarischem Taschenbuch“ bringt eine Studie über ihn aus der Feder des bekannten Literaturhistorikers Professor J. W. Schäfer, eines Bremers.²⁾ Schäfer spendet dem Dichter warmes Lob. Wenn er ihn aber als einen Zeitgenossen Hagedorns bezeichnet, so ist diese Bezeichnung nicht eben glücklich gewählt. Einmal wird dadurch die Eigenart des butjadinger Dichters nicht gekennzeichnet, dann aber kann von einem Einflusse des Hamburger Dichters überhaupt keine Rede sein.³⁾ — Auch in Butjadingen erlosch das Gedächtnis des Dichters nicht. Noch im Jahre 1864 veranstaltete D. A. Holthusen in Tossens einen

fälliger Bitte; dem Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten König und Herrn, Herrn Christian dem Sechsten, Erbkönig zu Dänemark, Norwegen, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig und Holstein, Stormarn und der Ditmarschen, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst u. Unserm gnädigsten Erbkönig und Herrn allerunterthänigst und tiefdemütigst übergereicht von denen sämtlichen getreuen Unterthanen der vier Marschvogteien in der Grafschaft Oldenburg, Eckwarden, Stollhamm, Burchave und Blexen im Jahre 1730. (Handschrift der Großherzoglichen Bibliothek.)

¹⁾ Man vergleiche Halem's Bemerkung über Janßen im 3. Bande seiner oldenburgischen Geschichte. S. 210.

²⁾ Seite 445—453.

³⁾ Hagedorn (1708—1754). Seine Gedichte erschienen 1729, seine Fabeln und Erzählungen 1738. — Schäfer urteilt: „Hat man neuerdings Brodes und Drollinger den Ehrenkranz nicht vorenthalten, so verdient auch wohl das Grab des bescheidenen Bauernpoeten ein frisches Blatt des Andenkens.“

Abdruck der ersten Sammlung in 300 Exemplaren. Ein wörtlicher Abdruck der Gedichte Janßens konnte jedoch nicht geeignet sein, das Ansehen des Dichters zu heben und dem Verständnisse den Weg zu bahnen. Dichtungen, deren Ursprung nahezu 200 Jahre zurück liegt, sind ohne Erläuterungen und Anmerkungen nicht mehr zu verstehen. Für das größere Publikum ist eine Sichtung und Auswahl unerlässlich. So mußte die Trossener Ausgabe ihren Zweck verfehlen. Für den Literaturhistoriker hat sie deshalb wenig Wert, weil sie die alten charakteristischen Titelüberschriften, die schon in der Ausgabe von 1768 sehr vereinfacht sind, vielfach verstümmelt wiedergibt, angeblich, weil sie „der Jetztzeit nicht angemessen sind“.

Neuere oldenburgische Schriftsteller sind dem butjadinger Dichter nicht immer gerecht geworden. Dagegen findet er in den Nachbarländern noch immer unbefangene Beurteiler. Der bekannte Bremer Dichter und Kritiker Heinrich Vulthaupt z. B. nennt ihn einen Mann, „dessen dichterische Begabung von Brockes mit vollstem Rechte gewürdigt wurde.“¹⁾

Es war Hinrich Janßen vergönnt, seiner Heimat einen großen Dienst zu erweisen. Schon aus diesem Grunde wird sein Gedächtnis nicht erlöschen. Aber auch als Dichter verdient er dauernde Anerkennung. In seiner Brust wohnte ein echteres Dichtertalent, als es die gepriesenen Dichter seiner Zeit besaßen. Das Lob, das ihm einst Brockes spendete, war ein wohlverdientes. Auch für uns ist er „der beste Land- und Feldpoet seiner Zeit“.

Es ist gewiß nur recht und billig, daß auch die Gegenwart sein Gedächtnis erneuert und ein Gedenkblatt niederlegt auf das Grab des armen vergessenen butjadinger Bauernpoeten Hinrich Janßen.

¹⁾ Beilage zu Nr. 12917 der Weserzeitung vom 17. Dez. 1882.



Dem
Hochwohllehrwürdigen und Hochgelahrten

Herrn

**Johann Bernhard
Hollmann,**

treufleißigem zweiten Prediger der christlichen Gemeinde zu
Hohenkirchen in der Herrschaft Zeber,

Seinem ehemaligen theuersten Lehrer

und noch jezo

Hochgeschätztem Gönner

wie auch

dem

Hochedlen und Hochgeehrten

Herrn

Johann Jürgen Hefemeier,

Kauf- und Handelsmann zu Eckwarden
im Butjadinger Lande,

Seinem ehemaligen

recht väterlich = gesinnten Vormund

und noch immerfort

unverändertem Gönner

Widmet